



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Sanden-Tussainen, K. von: Wie retten wir unsre alten Volkslieder?

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

lassen. So ist heute den Kaufleuten aller Bildungsgrade die Möglichkeit einer gründlichen theoretischen Ausbildung gegeben, ähnlich wie den Angehörigen der technischen Berufe, denen in gleicher Stufenfolge Gewerbeschule, Technikum und technische Hochschule zur Verfügung stehn — freilich mit dem Unterschiede, daß die Angehörigen der technischen Berufe die Notwendigkeit einer theoretischen Ausbildung längst erkannt haben und sich diese Bildung in der Regel aneignen, während beim Kaufmann dies heute leider noch zur Ausnahme gehört.



## Wie retten wir unsre alten Volkslieder?



ollen wir uns trösten mit den Worten der „Nanie“ und es für unermesslich ansehen, „daß das Schöne vergeht, daß das Vollkommene stirbt“? Denn daß etwas köstlich Schönes, Unwiederbringliches im Begriff ist zu sterben, das müssen wir uns klar machen. Die alten Volkslieder, die echten und schönsten singt das Volk nicht mehr, weil es sie nicht mehr kennt. Wohl sind die Texte und Melodien gesammelt, und an Abhandlungen über ihren Wert und ihre Eigentümlichkeiten fehlt es nicht, in Bibliotheken ist uns dieser mumifizierte Teil erhalten, aber darum sind sie doch tot, ganz tot, wenn das Volk sie nicht mehr singt.

Als in den siebziger Jahren die „oude Port“ in Leiden, eins der schönsten alten Stadttore, auf Befehl des Stadtrats niedergerissen wurde (angeblich wegen Baufälligkeit), erhob sich unter den Kunstverständigen und Altertums-kennern Hollands ein Sturm der Entrüstung. Doch das Stadtoberhaupt wußte dem durch die überlegene Erklärung zu begegnen, im Stadtmuseum befände sich eine ganz vorzügliche Photographie der „ouden Port“, deren Gestalt damit für alle Liebhaber dauernd festgehalten sei, und aller Entrüstungslärm sei füglich unnützlich. Der gute Mann! Er hatte ja eigentlich so recht!

Das Volk singt noch Volkslieder! wird mir oft entgegengehalten, hören Sie es denn nicht? Da — zum Beispiel „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten!“ Jawohl, das singen sie noch. Das und vielleicht drei oder vier andre, wie „Goldne Abendsonne“, „Am Brunnen vor dem Tore“, „Sah ein Knab ein Röslein stehn“, „Wohlauf, noch getrunken“ und in etwas „bessern“ Kreisen „Santa Lucia“. Wohl gemerkt, alle sechs keine „echten“ Volkslieder.

Aber hat vielleicht das Volk eine Auswahl getroffen und nur beibehalten, was ihm am schönsten scheint — eine Auswahl, die darum ihre Berechtigung hat? Ich zweifle. Das Volk zeigt seine Herdennatur, es singt, was es singen hört, und was es am meisten hört, mit Vorliebe. Der großen Masse muß sich ein Lied ja schon recht ins Ohr hämmern, um populär zu werden. Nun sind der Gelegenheiten zum Gemeinsingen auch nicht mehr so viele wie früher, die dörflichen Zusammenkünfte unter der Linde und auf der Dorfstraße tragen ein andres Gepräge, und die Kunkelstuben sind vergessen. Heutzutage kommt man im Wirtshaus zusammen, und das ist nicht der Platz für die alten schönsten innigen Lieder, die die stille Nachtluft wollen und den rauschenden Röhrbrunnen. Sind dann am warmen Sommerabend ein paar Menschen einmal

beisammen und fangen sie an zu singen, so sind es eben die wenigen bekannten, zum Überdruß gesungnen Lieder, Reminiszenzen aus der Schulzeit, Lieder, die wenig zu der augenblicklichen Stimmung passen — man hat eben nichts andres. Ein besonders reiches Repertoire muß es schon sein, das auch noch „Das Schiff streicht durch die Wellen“ und „Steh ich in finst'rer Mitternacht“ sein eigen nennt und vielleicht gar noch, aber selten, den „guten Mond“.

Das sind nun alles Lieder, die wirklich nicht zu dem Schönsten gehören, was die deutsche Musik aufzuweisen hat — sie sind nicht einmal alle deutsch. „Das Schiff streicht durch die Wellen“ zum Beispiel ist eine italienische Barcarole mit dem profaischen Refrain „Fidelin“, was eine besondere Makkaronispezialität bedeutet, und aus dem das deutsche Gemüt „Fridolin“ gemacht hat. „Am Brunnen vor dem Tore“ freilich ist eine von Schuberts schönsten Melodien, aber es verliert an Reiz, wenn nach Volksmanier alle drei Verse, die Schubert durchkomponiert hat, auf die Melodie des ersten Verses abgeleiert werden, gleichviel ob der Unglückliche „manch süßen Traum“ träumt, oder ob die kalten Winde blasen und ihm den Hut vom Kopfe reißen. Ein Kunstlied läßt sich nicht ungestraft zum Volksliede machen. Und das alles, während das deutsche Volk einen Schatz sein eigen nennt wie keine andre Nation.

Man sagte mir, daß im jetzigen Zeitalter der Reformen auch der deutsche Volksgesang reformiert werde und zum Teil schon reformiert sei. Ich hörte es höflich an und bat um Näheres. Da waren nun in erster Reihe die Männerchöre. Die Fortschritte, die der Männergesang unter den Zeichen der Allerhöchsten Gunst gemacht habe, seien ganz gewaltig und noch immer im wachsen — sie pflegten auch auf Allerhöchsten ganz besondern Wunsch vorzugsweise das Volkslied. Diese Ansicht habe ich so vielfach vertreten hören, und ich habe mich jedesmal von neuem gewundert. Gewiß leisten unsre Männerchöre Vorzügliches und Bewundernswertes, ich habe einigen der Wettkämpfe beigewohnt und mich gewiß gefreut über die kräftigen Kehlen, über die gute Zucht und Ordnung und die Bereitwilligkeit, mit der sie allen Tisteleyen des Taktstocks folgten, ob er das säuselndste pianissimo oder das donnerndste forte der Männerbrust verlangte, aber daß ich es mir gerade wünschen würde, öfters von zweihundert bis dreihundert Männern unisono Liederchen im Genre des „Blümlein blau, auf der Au“ zu hören, das kann ich just nicht behaupten. Und darauf oder auf kunstvollen achtstimmigen Satz einiger weniger alter, meist niederländischer Kriegs- und Kirchenlieder beschränkt sich diese „Pflege des Volksliedes“. Es ist auch gar nicht die Aufgabe der Männerchöre, das echte Volkslied zu „pflegen“ — das echte Volkslied verträge diese Pflege gar nicht und würde wohl in den Armen seiner derben Amme vollends zugrunde gehen.

Das echte Volkslied ist für die Wenigen, für die Stillen im Lande, für einsame, sehnsüchtige Mädels und verliebte junge Bursche (und die gibt es ja wohl noch), für Mütter, die ihr Kind in den Schlaf singen wollen und manches Leid im Herzen mit, für Leute, denen nicht immer alles glatt gegangen ist, und die gern einmal zurückschauen auf das sonderbare Gewebe mit all seinen Knoten und Rissen, das da Leben heißt — für die Nachdenklichen eben. Es ist am Platz, wenn die Luft schwül ist von noch unausgesprochenen Worten, voll von Verheißungen, an die man so gern glauben will. Es ist wie eine alte Ruhme, die mit guten Augen nicht: „Immer war das so, Kindchen — und wird immer so sein!“ Die Ruhme ist sehr alt, Hunderte, Hunderte von Jahren.

Den Wenigen sollte das Volkslied erhalten bleiben. Sie suchen sich Ersatz, sehr mäßigen Ersatz, und doch ist hier das Beste gerade gut genug. Lieder

wie „Müde kehrt der Wandersmann zurück“, „Wie die Blümlein draußen zittern“ und ähnliche schreckliche Früchte der Diensthöflichkeit, die sich irgendwie Luft machen muß, sind nicht länger möglich und auch nicht nötig, da, wo erst einmal wieder die alten, schlicht köstlichen Weisen wie „Jetzt gang i ans Brünnele“, „Mein Schatz, der ist auf die Wanderschaft hin“, „Ach Gott, wie weh tut scheiden“, „All meine Gedanken“, „Da unten im Tale läuft's Wasser so trüb“ und das uralte, ewig schöne, ewig mächtige Lied „von den Königskindern“ von Jugend auf in Fleisch und Blut übergegangen sind. Wo singt sie noch das Volk? Nirgends. Man kennt sie noch so ein klein wenig, hier und da erinnert sich einer dumpf, daß Mutter das sang oder Großmutter vielleicht, aber sie wirklich singen, spontan, aus der Stimmung heraus, mit all den vielen und nie zu vielen Versen — das tut keiner mehr. Und doch sind sie aus dem Volke hervorgegangen; und das Volk würde sein Eigentum wiedererkennen und nicht verleugnen, wenn sie ihm wieder nahe gebracht würden.

Das ist eben Aufgabe der Schulen, wurde mir gesagt. Und dem Schulgesang wird ja jetzt auch große Aufmerksamkeit gezollt, die Liederbücher sind verbessert und auch wieder ganz besonders das Volkslied.

Ich hörte wieder höflich zu und dachte: Es soll mich freuen!

Daraufhin trat ich einen kleinen Refognosierungszug an. Ich weiß nicht, ob einer von den Leuten, die alles zählen heutzutage, auch schon einmal gezählt hat, wieviel „Neue verbesserte und revidierte Liederbücher für den Gebrauch an Volks- und Mittelschulen“ es im Deutschen Reiche gibt — dreitausend wird bei weitem zu niedrig gegriffen sein. Es ist, wie es scheint unmöglich, ein einziges, aber dafür gutes Lehrbuch für alle Schulen zu schaffen. Warum, ist mir unklar, denn verzweifelt ähnlich sehen sich alle diese „Liederschätze“ und diabolisch ähnlich darin, daß ausnahmslos alles Beste vom Guten weggelassen ist und das Gute, was blieb, verwässert und ver„bessert“. Gewiß ist ja nach Ansicht der Schulräte das alte „Ach, wie ist's möglich dann, daß ich dich lassen kann“ bedeutend schöner in der neuen „sittlich gereinigten“ Fassung:

Ach, wie ist's möglich dann,  
Daß ich dich lassen kann,  
Wo meine Wiege stand,  
Mein Vaterland.  
Wo deine Blümlein blühen,  
Wo deine Ströme ziehn usw.

aber ist so etwas einem gesund denkenden Menschen nicht gräßlich? Dann lieber ganz weg damit, wenn man wirklich glaubt, der einfache, innige alte Text:

Hab dich von Herzen lieb,  
Das glaube mir!  
Du hast die Seele mein  
So ganz genommen ein,  
Daß ich kein andre lieb,  
Als dich allein!

Könnte irgendein Kind sittlich schädigen! Das liebe, so echt deutsche „Muß i denn“ bleibt auch entweder ganz weg oder ist inhaltlich völlig entstellt. Es ist ja auch darin vom „Schatz“ die Rede — entsetzlich! Dafür ist von Silcher, Gurschmann, Himmel usw. so viel da, als man nur immer verlangen kann — weit, weit mehr jedenfalls, als ich verlange! Vermissten wird man in allen Fällen die echten Kinderlieder „Von den zwei Hasen“, „Sonne hat sich müd gelaufen“, „Schlaf in guter Ruh“, „Summ, summ“, und viele andre, die für die Kleinsten gerade recht gemacht sind. Wenn man an der richtigen Stelle ein wenig graben

wollte, wie unendlich viel fände man noch — aber da läuft man wie ein Esel mit verbundenen Augen im Kreise herum.

Die Mittelklassen sind noch schlimmer daran als die kleinen. In dem Alter, wo man am eindrucksfähigsten ist, wo ein Lied haften bleibt wie in Erz getrieben, bekommen sie nichts wie sehr minderwertige Talmiware. Ich weiß noch, wie verhaßt mir in meiner Schulzeit das sentimentale Lied „Wenn ich den Wandrer frage“ war, das ich heute noch eben so schrecklich finde, doch gerade dieses findet man einmütiglich in allen Liederbüchern. Es muß irgendwelche verborgnen pädagogischen Werte haben. Nun muß man einmal einen Jungen so recht mit Begeisterung und aus vollem Halbe ein Lied für sich hören, das ihm gefällt, zum Beispiel „Wem Gott will rechte Gunst erweisen“ oder das unvermeidliche: „Ich hab mich ergeben“, um zu begreifen, mit welcher Wonne er die ihm bis jetzt vorenthaltnen frischen und urkräftigen Weisen aufnehmen würde, die in einer stilleren und gesammelten Zeit im Volke entstanden sind. Er lernt sie nie kennen, er singt zwar brav und durch alle Klassen hindurch beim Schulspaziergang „Das Wandern ist des Müllers Lust“, wogegen auch nichts zu sagen ist, doch das alte Handwerksburschenlied „Es, es, es und es, es ist ein harter Schluß“ mit seinem knappen lebendigen Rhythmus bleibt ihm ewig fremd. „Vaterlandslieder“ lernt er genug, und wenn er das Glück hat, nacheinander in verschiedenen Teilen des Deutschen Reichs zur Schule zu gehen, so lernt er auch alle die Neudichtungen, die die offiziellsten patriotischen Lieder nach guter deutscher, partikularistischer Weise in den einzelnen Bundesstaaten erfahren, von „Heil dir, mein Sachsenland“ bis zu „Heil unserm Großherzog, Heil, Baden, dir!“ Lieder wie „der schönste Stern“, „des Vaterlandes Ruhmesglänzen“ u. a. m., die sämtlich den jeweiligen Landesherrn verherrlichen, sind gewiß ganz schön und gut und für Schulfeiern wohl auch kaum zu entbehren; aber man muß nicht glauben, daß diese Lieder, die künstlich gemacht und mit einer faustdicken Tendenz versehen sind, dem Kinde innerlich etwas geben. Laßt ihn wählen zwischen diesen und zwischen Liedern wie „O Straßburg“, „Prinz Eugen“, „Joachim Hans von Bieten“, „Zu Straßburg auf der Schanz“, „Morgenrot“, „Lützows wilde Jagd“ und andern, und ich weiß, was er wählen wird. Oder was er wählen würde, wenn er könnte.

Im ganzen steht es in den süddeutschen Ländern mit dem Singen der Volkslieder besser als im Norden. Die schönsten von ihnen verdanken wir ja sowieso dem Schwabenlände, und das hat sie auch noch nicht ganz vergessen. Aber im Vergleich zu früher sieht es traurig aus. Und das wird schlimmer werden von Jahr zu Jahr, darüber müssen wir uns klar sein. In Norddeutschland konnte man im vorigen Jahr in keinen Ort kommen, ohne aus Kindermund das blödsinnige Lied vom „Henkeltöpfchen“ zu hören, und ganz gewiß pfiß jeder Bäckerjunge die furchtbare „Matthäe.“ Solche Epidemien hat es natürlich immer gegeben, so wie im vorigen Jahrhundert das „Lied vom Kanapee“ und in den dreißiger Jahren das „Partoffellied“ („Die Marfeillaise des deutschen Michel“), die das ganze Land verfeuchten und heut vergessen sind, aber immerhin war früher ein Gegengewicht da in den alten Liedern, mit denen das Volk aufgewachsen war, und die es noch herzlich sang. Dies Gegengewicht wird schwächer von Jahr zu Jahr.

Was soll da geschehen? Ein Universalmittel gibt es nicht, und erzwungen kann nichts werden. Und doch gibt es Wege. Da ist in den „bessern“ Kreisen vor allem die in Verruf gekommene Hausmusik. Sie beschränkt sich, wo Kinder

in Betracht kommen, auf die Wiedergabe einiger Spindlerscher Salonstücke, arrangierter Schweizerlieder oder einem Potpourri über „beliebte“ Volksmelodien. Als selbstverständlich scheint angenommen zu werden, daß nur das Klavier, in seltenen Fällen auch die Geige, würdig seien, an der Hausmusik teilzunehmen. Das schönste Instrument, die Stimme, schweigt fast immer. Wenigstens soweit die Kinder in Frage kommen, denn sonst ist an Sängern „für den Hausgebrauch“ kein Mangel. Welcher Mutter fällt es noch ein, mit ihren Kindern um die Dämmerzeit zu singen, schlichte, alte Lieder, Volkslieder? Diese Sitte, eine der schönsten, die es je gab, ist erst in den letzten zwanzig Jahren so völlig in Vergessenheit geraten. Nicht alle Mütter sind musikalisch, ebensowenig alle Kinder, aber unendlich viele sind es doch, und diese sollten wieder singen. In den ersten zwei Liederbänden des alten Erk liegt ein Schatz aufgestapelt, der nur darauf wartet, gehoben zu werden. Die Kinder vergessen die Lieder nie, die sie so gesungen haben!

Alte Jungfern gibt es nicht mehr heutzutage, aber unverheiratete Tanten doch noch, zum Glück für die Kinder, und auch für die Tante ist dies ein entzückendes Feld. Was für Chöre ließen sich aus den verschiedenen Nichten und Neffen der Verwandtschaft zusammenstellen, wie ließe es sich singen, und nun gar in der Zeit vor Weihnachten. Sagt nicht, daß die Schule das ersetzen soll. Sie kann es nicht, sie müßte die ganze Art ihres Gesangunterrichts umändern, und mehr noch, es müßte jeder Begriff des Zwanges wegfällen, der für das normale Kind nun einmal untrennbar mit der Schule verbunden ist, wenn das Volkslied seinen ganzen Zauber entfalten soll.

Diese Reform der Hausmusik würde jedoch in allen Fällen nur die Kinder der „besseren“ Stände erreichen, und die Ärmern gingen leer aus.

Was ist da zu tun? Hier sind die Wege schon schwieriger. Doch ich will erzählen, wie ich im letzten Sommer einen Versuch machte, und wie er ausfiel. Ich war in den heißen Monaten auf die stille, köstliche Reichenau im Bodensee geflüchtet und hatte mich auf längern Aufenthalt eingerichtet. Vor den Fenstern meines Zimmers im alten Siebelhause des Herrn Ratzschreibers lag ein Garten, ein rechter Bauerngarten voll Stockrosen, brennenden Herzen, Refeden und weißem Nachtschatten, und dahinter dehnten sich endlos die berühmten Bohnenfelder, eine der Spezialitäten der Insel, die fast ausschließlich Wein und Bohnen baut. Dort waren am Nachmittag meiner Ankunft die Schulkinder eifrig in ihrem Tagewerk beschäftigt, und das heißt auf Insel für große und kleine: „Bohne gwinne!“ Dabei sangen sie, fünf oder sechs helle Stimmchen zusammen, ganz richtig und rein und sogar mit einer rührenden zweiten Stimme. „An einem Bach, der rauschend schoß“ war es. Dann kam „Goldne Abendsonne“, „Ich hatt einen Kameraden“, „Wohlauf, noch getrunken“ und nach einer kleinen ratlosen Pause von neuem das augenscheinlich sehr geliebte „An einem Bach“. Damit schien das Repertoire zu Ende. Es kamen noch etliche Wiederholungen, ein schüchterner Ansatz zu „Muß i denn“, der wegen Mangel an Text bald im Sande verlief, und dann ein paar greuliche Radaulieder mit gellenden Refrains, die sie von den die Insel an Sonntagen heimsuchenden Vergnügungsvereinen gehört haben mochten. Ich sollte noch Gelegenheit haben, weiter zu beobachten. Dies war ja der Zeppelesommer, und mehr als einmal wanderte die ganze Insel zu der höchsten Erhebung, der „Hochwarte“, wo ein altes zopfiges Lusthäuschen steht, und starre wie verzaubert nach Westen. Ich glaube, in keinem einzigen Jahre ist soviel erwartet worden wie in diesem! Die Kinder, die

am standhaftesten aushielten, selbst an den hoffnungslosesten Tagen, verkürzten sich die Zeit mit Singen. Die Stimmen so hell, die Lust so groß, und der Liedervorrat so klein! Ein elfjähriges Mädchen, Nachbarskind, ein grundverständiges Dingchen, war Hauptfängerin und meine besondere Freundin. Durch ihre Vermittlung wurden die ersten Fühlfäden ausgestreckt und eine Sache angebahnt, die die Freude und das Ereignis des Sommers bilden sollte. An einem Sonntag Nachmittag „nach der Christetelehr“ sollte, wer wollte, von den Kindern zu dem fremden Fräulein kommen, es sollte ein bißchen gesungen werden. Hulda, so hieß meine Verbündete (die Kinder auf der Reichenau haben alle sehr gewählte Namen: Hulda, Blandina, Nikodemus usw.), hatte ihre speziellen Freundinnen leidenschaftlich bearbeitet und verkündete mir am Morgen freudestrahlend, sieben kämen bestimmt. Also gut, sieben! Es ist ein Anfang! Es kamen sogar acht, peinlich sauber und tödlich verlegen. Diese acht waren der Grundstock, sechs erste und zwei zweite Stimmen. Wir sangen nun, erst natürlich Lieder, die sie kannten, dann ein paar von denen, die ihnen so halb im Ohr saßen, wie „Morgenrot“ und „O Straßburg“. Aber es fehlte am Text, und auch die Melodie saß nicht immer richtig. Da mußte etwas geschehen. Ich hatte zwar meine Laute da, meinen schönen alten italienischen „Vysander“, und sang ihnen vor, aber das bloße Nachsingen ist nicht das rechte und geht auch zu langsam. Es mußte mehr geschehen, ich mußte Stimmen ausschreiben. Das wurde mir klar nach der ersten Stunde, bei deren Abschluß sich die Zahl der Teilnehmerinnen schon auf vierzehn erhöht hatte. Sie erschienen eine nach der andern vor dem Fenster und sahen scheu und sehnsüchtig hinein, bis Hulda hinausgehn durfte und wieder verkündigen, daß wer wollte kommen konnte. Zwei Jungens sogar kamen gleich am ersten Tage dazu, musikalische, brave kleine Kerle, die mir, nachdem ich sie ihres trompetenartig durchdringenden Organs halber aus der ersten Stimme hatte verbannen müssen, in der zweiten Stimme sehr gute Dienste leisteten. Die Abstimmung zum Schluß über die Frage, ob sie von nun an alle regelmäÙig abends nach der Arbeit zu mir kommen wollten, ergab einstimmigen jubelnden Zuruf. Soweit wars also gewonnen, das übrige stand bei mir. Schon der nächste Morgen fand mich eifrig beim Stimmenschreiben. Ich mußte mir meinen alten Ort erst kommen lassen, schrieb also vorläufig aus dem Kopf. Zuerst das köstliche alte Krippenlied aus dem sechzehnten Jahrhundert:

Vom Himmel hoch, ihr Englein kommt,  
Eia, eia!  
Susani, susani, susani!  
Kommt, singt und klingt  
Kommt, pfeift und trommt.  
Haleluja! Haleluja!  
Von Jesus singt und Maria!

Kommt ohne Instrumenten nit,  
Eia, eia.  
Susani, susani, susani!  
Bringt Geigen, Harfen, Lauten mit.  
Haleluja, Haleluja!  
Von Jesus singt und Maria!  
usw.

Dann ein schlicht trauriges altes Soldatenlied, dessen Text und Melodie sicher in den Reihen der Ausziehenden selbst entstanden ist:

Brüder, Brüder, jetzt gehts in den Krieg,  
Wer kann sagen, was da geschieht.  
Wer kann den Tag erforschen,  
Wann wir kommen heim?

Ah Gott, was ist der Himmel so rot,  
Rosenrot, wie eine Blut!  
Das bedeut Soldatenblut.  
Ah, daß Gott erbarm!

Jetzt marschieren wir zum Tor hinaus,  
Vater, Mutter einen Gruß nach Haus,  
Wann kommen wir wiederum zusammen?  
In der Ewigkeit —

und als heitere Nummer drei das Lied „von den zwei Hasen“, das keines kannte und das einen succès fou hatte!

Zwischen Berg und tiefem, tiefem Tal  
Saßen einst zwei Hasen,  
Fraßen ab das grüne, grüne Gras  
Bis auf den Hasen.

Als sie sich nun sattgefressen hatten,  
Legten sie sich nieder  
Bis daß der Jäger, Jäger kam  
Und schoß sie nieder.

Als sie sich nun aufgerappelt hatten  
Und sich besannen,  
Daß sie noch Leben, Leben hatten,  
Liefen sie von dannen!

Nach Schluß der zweiten Stunde konnten sie alle drei neuen Lieder. Und zwar zweistimmig und tadellos. Ich habe mich über ihre leichte Auffassungsgabe noch oft gewundert. Tag für Tag wurden nun ein paar neue Lieder dazu gelernt, die alten fleißig wiederholt und, sowie sie festsaßen, auswendig ohne Noten gesungen. Nach einer Woche, am Sonnabend Abend, einem köstlich warmen Juliabend, sangen wir zum erstenmal draußen unter der großen Kastanie vor dem Hause. Die Zahl der Kinder war inzwischen auf achtundzwanzig gestiegen. Unser Publikum war zahlreich, darunter ein paar behagliche breitgestirnte Däsen, die müde von der Arbeit kamen und an der Kastanie angehalten wurden, weil ihre Herren zuhören mußten. Das gab ein Wundern und Freuen. Das hatten sie doch nicht gewußt, daß ihre Kinder so schön singen konnten! Von den Alten kam mehr als einer zu mir und dankte mir für dieses oder jenes Lied, das er wiederkannte nach langen Jahren. Von nun an waren wir „lanciert“, und der Zubrang der Kinder wurde ungeheuer. Mein Zimmer reichte zum Üben bei weitem nicht mehr aus, und der Herr Ratschreiber schloß uns seine große Scheuer auf. Da war Platz! Und unser Repertoire schwoll an. Aufzählen läßt sich hier nicht, das gäbe eine lange Liste, nur aufs Geratewohl ein paar Lieder herausgreifen will ich: „Zu Straßburg auf der Schanz“, „In stiller Nacht“, „Der Mond ist aufgegangen“, „Es ist ein Schnitter, der heißt Tod“, „Die Blümlein sie schlafen“, „Verstohlen geht der Mond auf“, „Das Lied von den drei Schneidern“, „Es zogen drei Jäger“, „Es ritten drei Reiter“, „Wille wille will, der Mann ist kommen“, „Der Jäger aus Kurpfalz“, dann all die Krippenlieder: „Kommt, ihr Hirten“, „Schlaf wohl, du Himmelsknaube du“, „Ihr Kinderlein, kommet“, „Joseph, lieber Joseph mein“, „Auf dem Berge da gehet der Wind“, „Schönster Herr Jesu“ und viele, viele! Ich hatte mir längst die größten Schönschreiber der Schule als Hilfschreiber herangezogen, die die Texte fein säuberlich unter die Notenköpfe setzen mußten. Das Notenschreiben selbst blieb mir natürlich ohne Konkurrenz. Ich glaube, ich habe in meinem Leben nicht so viel Noten gemalt wie in den schönen Juliwochen. Das einzige kleine Papierlädchen wurde seinen Vorrat an Notenpapier, den es wie durch Zufall und schon ein bißchen gelb in einer Ladenecke hatte, im Nu los. Den Honoratioren der Insel zu Ehren sangen wir bald hier bald da, und die Herren Schullehrer, die sich zwar sehr freundlich zu der Sache stellten, aber doch nie öffentlich zuhören kamen, standen wenigstens im Halbdunkel hinter Gebüsch und an Häuserecken.

Die größte Freude hatten die Kinder selbst. Sie entwickelten einen Eifer, der bis zum Schluß keinen Augenblick nachließ. Jedes neue Lied wurde mit einer Art Begeisterung in Angriff genommen, und selbst das lang-

same Durchüben der einzelnen Stimmen, worin ich streng war, wurde ihnen nicht zu viel.

Unsre Lieder tönten auf der ganzen Insel. Die großen Mädchen sangen sie, die Knechte, die Eltern, ja ein Unbekannter blies alle Abend, wenn ich schon ganz gern schlafen wollte, unsre Tagesnovitäten sanft und schmelzend auf der Klarina, wie um zu beweisen, daß er gut zugehört hatte.

Und der Zweck, der Nutzen? Ich glaube, ein kleiner Nutzen wird da sein. Die Kinder haben viele der Lieder so fest in ihr Herz geschlossen, daß sie sie nie vergessen werden und der kommenden Generation überliefern. Es ist ein Sandkörnchen nur im Vergleich zu dem, was geschehen sollte — aber könnten nicht unter hundert Menschen wenigstens fünfundzwanzig solch ein Sandkörnchen hinzutragen? Wenn sie es versuchten? Tue jeder, was er kann, dann wird viel geschehen. Alljährlich gehn viele Hunderte junger Mädchen in stille Sommerfrischen und langweilen sich. Wie wäre es, wenn sie eine solche kleine Singschule errichteten? Die Mode der Strickschulen ist vorüber — sind die Singschulen weniger nützlich? Sie bringen so viel Sonne! Und im Winter in den großen Städten, könnte man nicht ab und zu arme Kinder um sich sammeln und sie zu einem Schluck gutem Kaffee ein paar schöne alte Lieder lehren, die sie wieder zu Kindern machen und ihnen im Herzen bleiben für später? Man könnte! Damit soll nicht gesagt werden, daß nur junge Mädchen das tun sollten.

Nun wird es natürlich Menschen geben, denen es sehr gleichgiltig ist, ob die Volkslieder noch gesungen werden oder nicht, und die nicht einsehen können, was überhaupt an solch einem Lied „ist“. Sollen die Kinder lieber was Verständiges lernen, als das unnütze Zeug, nicht wahr?

Wollen wir uns verteidigen? Mit keinem Wort, selbstverständlich. Es ist möglich zu verhindern, daß die Volkslieder vergessen werden und sterben. Man muß sie nur lieb haben und fest überzeugt sein, daß nicht „andre“ da eingreifen sollten und wohl auch werden, sondern daß man selber die Hand an den Pflug legen muß. Und daß es ein oberstes Gesetz auf der Welt gibt, das da heißt „Heute“!

K. von Sanden-Tussainen



## Der rote Hahn

Von Palle Rosenkrantz. Deutsch von Ida Anders

(Fortsetzung)

### Vierzehntes Kapitel. Verhör



Der Assessor rief Frederiksen und ließ durch ihn den Arrestanten Hans Jepsen hineinführen. Hans Jepsen wurde vor die Schranke gestellt. Frederiksen nahm vor dem Protokoll Platz, während der Schutzmann Jepsen als Zeuge fungierte. Richters Verhör war von einer eignen kurzen, scharfen Art.

Na, Hans Jepsen, sagte er, haben Sie sich besonnen?

In dem Gesicht des kleinen, gedrungnen Häuslers stand Trotz geschrieben. Er bezwang ihn und sagte friedlich: Ich habe es nicht getan.

Der Assessor schwieg.